

Heimath.

Von Florentine Gebhardt.

Heimath, du Wort von zauberwollenen Klänge,
Stets bannst du neu das Herz mit dem- nem Zwang!

Dir schuld' ich ewig meiner Liebe Zoll,
Zucht auch das Herz mir oft in Weh und Groll.

Die Ehehister.

Summreste von Robert Hamilton. Aus dem Englischen von E. Marr.

Der pensionirte Capitän Born hatte wenig Anlage zum Diplomaten,
und sofern eine seiner Angelegenheiten diplomatisches Vorgehen erforderte,

Doch der Capitän verachtete ihre Gedanken und ihre Mahnung,
vorfichtig mit Fritz umzugehen. Er pflegte zwar immer gerade auf sein Ziel loszugehen,

Am nächsten Morgen redete er mit seinem Sohne.
„Das Mädel hat heute Geburts- tag, begann er mit einer bezeichnender Kopfbewegung nach der rechten Wand,

„Welches Mädel, Vater?“
„Die nebenan — Milly Martens.
und zu Ehren des Tages sind wir drei heute Abend zum Thee eingeladen. Du kommst doch natürlich?“

„Das freut mich, Fritz, mein Junge.
ist ein blühender kleiner Bräutigam, diese Milly — und nicht zu vergessen — mit reichlichem Ballast klingendem Ballast, mein Sohn. So oft ich sie sehe,

Der Capitän schmunzelte. „Da“ wandte er sich triumphierend an seine Frau,
„habe ich Dir nicht gesagt, daß wir glattes Fahrwasser haben?“ Die Sache ist gemacht, Tilde.“

„Von welcher Sache redest Du, Vater?“ fragte Fritz betroffen.
„Sa, ha, ha, Du Schlauchfuch, Du dachtest wohl, wir sind blind, he? Aber wir haben schon längst gemerkt, daß Du der kleinen Here auf bist und sie Dir, und um die Sache fest zu machen, wollen wir Euch miteinander verheirathen.“

„Ihr wollt uns verheirathen?“ rief Fritz betroffen.
Frau Born huselte während und wollte etwas sagen, doch ihr Mann ließ sie nicht zu Worte kommen.

„Jawohl, mein Junge, glaubst Du, wir merken nicht, wohin Du triebst?
Aber „Treiben“ ist eine verheerend langsame und obendrein gefährliche Sache, und daher haben wir beschlossen, Dich und Milly in den Hafen zu loofen.“

„Über ich wünsche nicht, gelooft zu werden, Vater. Das sagt mir keineswegs zu, und überdies verhältst Du, daß Milly schwerlich damit einverstanden sein dürfte.“

„Das laß Dich nicht anfechten. Dafür wird Martens schon sorgen.
Während ich mit Dir rede, wird er das liebe kleine Ding zu überzeugen suchen.“

„Wie?“ rief Fritz empörtspringend.
„Er wird seine Tochter doch nicht etwa zur Heirath mit mir zwingen wollen?“

„Zwingen nicht, mein Junge, nur ein wenig.“
„Das nenne ich Zwang“, entgegnete Fritz blaß und erregt. „Ich hoffe, daß keiner von Euch hier die Hand im Spiel hat.“

„Wir haben ja nur Dein Glück im Auge“, begann die Mutter.
„Was soll das alles heißen?“ fiel der Capitän ihr ins Wort. „Du liebst Milly, und sie, meine ich, liebt Dich. Was willst Du also noch mehr?“

„Es dürfte Kräulein Martens vermuthlich Ungelegenheiten ersparen, wenn Du ihrem Vater sogleich mittheilen wölstest, daß ich jegliches Eingehen auf diesen schmählischen Plan absolut ablehne“, entgegnete Fritz bitterlich. „Ich liebe sie — das betenne ich ehrlich — nun aber werde ich ihre nie wieder ins Gesicht sehen können.“

„Dann bist Du ein Esel!“ schrie der Capitän wütend, während Fritz das Zimmer verließ.

Im Nachbarhause fand in diesem Vormittag ein ähnlicher Auftritt statt.
„Und dann, mein liebes Kind“, schloß der ruhige, würdevolle Herr Martens seine Ausführungen, „möchte ich Dich auch auf die substantiellen Nachtheile dieser Partie aufmerksam machen. Man hält mich allgemein für reich — doch, ganz unter uns gesagt, ist ein es nicht. Und wenn Du Fritz heirathest, so können Deine Mutter und ich hinsichtlich Deiner Zukunft völlig beruhigt sein. Wir haben vor- ausichtlich nicht mehr lange zu leben.“

„Ja, mein Kind, ein langer Wonnetraum“, betraufelte seine Frau. „Und sicherlich wirst Du an Deinem Geburts- tage nicht so herzlos sein.“

„O, Mama, Du weilst, daß ich das nicht bin“, stieß Milly, dem Weinen nahe, hervor. „Aber ich möchte überhaupt nicht heirathen.“

„Das ist nichts als mädchenhafte Schen, die eine Stunde ruhiger Ueber- legung kurirt“, meinte der Vater.
„Nicht heirathen?“ rief die Mutter. „Das ist lächerlich, mein Kind. Die Ehe ist ja doch Ziel und Lebenszweck jedes Mädchens. Es ist ihre Bestim- mung, namentlich wenn sie so gut aus- sehen wie Du. Und überdies läßt Dich Fritz, das weißt Du.“

„D, nicht doch, Mutter, nicht doch!“ rief Milly, das Gesicht in den Händen tergend.
„Na, na“, sagte ihr Vater ver- stimmt, „dabei ist nichts zu meinen. Entschließe Dich, ihn zu nehmen, und alles ist gut.“

„Warum quälst Ihr mich so?“ sagte Milly, den Kopf hehend. „Er hat mich ja gar nicht gebeten, seine Frau zu werden.“

„Was das anbelangt, so kann ich Dir sagen, daß er es heute Abend thun will.“
Milly suchte zusammen. „Wer hat Dir das gesagt? Doch sicherlich nicht er selbst!“

„Das nicht — ich habe es von — nun, ich weiß es, und das genügt, nicht wahr?“
„Aber ich will wissen, woher Du es weißt“, beharrte Milly argwöhnlich.

„Nun, mein Herz“, entgegnete Herr Martens ein wenig unsicher. „Der Capitän hat mir erzählt, daß es Fritz's lebhafter Wunsch ist, Dich zu heirathen. Und da Ihr beide zu schlichten seid, um die Sache in's Reine zu bringen, so wollen wir Euch hülfreiche Hand leisten. Während ich Dir den Pfad der Pflicht und Reue- gung weise, nimmt der Capitän seinen Sohn vor.“

vorschnell gewesen“, sagte Herr Mar- tens fünf Minuten später.
„Unfinn!“ verfehlte seine Frau in scharfem Ton. „Du warst nur nicht energisch genug. Gieb ihr zwei Stun- den Bedenkzeit, und Du sollst sehen, sie giebt feilschern nach.“

„Ich fürchte, wir haben die Sache durch unsere Einmischung verpfuscht“, meinte ihr Gatte topfschüttelnd. „Cupidus ist ein schwieriger kleiner Kunde, dem in's Handwerk zu puhschen eine gewagte Sache ist.“

Das Geburtsstagsfest erwies sich als ein großer Fehlschlag.
Kopfschmerz, hatte Milly sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, und die Ber- stimmung ihrer Eltern wurde keines- wegs berrigert, als das Vorn'sche Ehepaar ohne Fritz erschien.

„Der Narr wollte nicht mittommen“, erklärte der Capitän ingrimig. „Sagt, wir möchten uns um unsere eigenen Angelegenheiten kümmern. Aber wo ist Milly?“

„In ihr Zimmer verbannt trant“, entgegnete Martens ein wenig steif. „Sie wollte von unseren wohlge- mein Bemühungen für ihr Glück nichts hören. Aber ich bin mehr als er- staunt, daß es Ihnen mit Fritz nicht geglikt ist.“

„So, sind Sie?“ schnaufte der Capitan. „Hast Du gehört, Tilde? Nun, ich war auch erstaunt; aber ich meine das Mädel würde ich schon zur Raifon gebracht haben, — wenn nicht anders, dann so —“ Und er machte die Ge- hürde des Mitteltens.

„Das bezweifle ich. Meine Tochter hat ein gutes Theil von ihres Vaters Muth.“
Der Capitän wurde hochroth und lachte höhnisch auf. Seine Frau drückte nachdem seinen Arm. „Laß, Tilde, laß!“ meinte er. „Ich kann nur nicht umhin zu lachen, wenn Freund Mar- tens sich mit seinem Muth brüftet. Der Handel mit Parfüms und Pomaden ist wohl kaum dazu angethan, Jemand zum Feuerfresser zu machen.“

„Mein Herr“, sagte Martens mit Würde, „mein Geschäft ist ein ehren- werthes, zum mindestens ebenso eh- renwerth wie das eines selbstherrlichen Kohlenhauers wie —“

„Sprechen Sie es nur aus, Mann — soß mich los, Tilde, hörst Du wohl?“
„Nein, Paul, komm nach Hause! Ein Glück, daß uns die Augen noch bei Zeiten darüber aufgegangen sind, was dies für Leute sind. Komm!“

„Ja, Du hast recht“, erwiderte der Capitän. „Wir wollen nach Hause ge- hen und die Sache mit dem Jungen belegen und wenn er einen Martens je wieder eines Blickes würdigt, so enterbe ich ihn.“

„Martens verneigte sich factatisch.
„Bitte, regen Sie sich diesbehalb nicht auf. Milly's Schätzung Ihres Sohnes stimmt völlig mit unserer nunmehrigen Schätzung Ihrer Person überein. Wir — wir verachten Sie und —“

„Nein, lieber Mann“, fiel seine Frau ihm mit Aplomb ins Wort, „wir verachten niemand, wenn nöthig, ja- noriren wir einfach. Wir wünschen Ihnen beiden eine rechte gute Nacht!“

Der Capitän schämte vor Wuth, doch seiner Frau gelang es, ihn zu verlassen des Hauses zu bewegen, ehe die Sache sich noch schlimmer gestal- tete.

Die Näden, die Cupido von Herz zu Herz gespannt, waren in heillose Verwirrung gerathen, und in den beiden Nachbarhäusern gratulirten zwei Ehepaare einander eine volle Woche lang zu der wunderbaren Errettung ihres Kindes von drohendem Miße- geschick. Doch im tiefsten Innern emp- fanden sie schmerzliches Bedauern über die leidige Wendung der Dinge.

Der Capitän suchte sich durch die dop- pelte Ration seines exzellenten selbst- gebrauten Bunsches zu trösten, wäh- rend Martens mehr rauchte, als ihn dienlich war, und von dem Bunsch des Capitäns träumte. Milly fühlte sich bestämmt und gebemüht, und Fritz war voll summter Ergritterung, bis der vergeualtete kleine Gott das Spiel wieder in die Hand nahm.

Eines Abends kam Fritz auf de Bahnhofs gestürzt, als der Vorortzug bereits im Abgehen war.
„Es gelang ihm noch, eine Thür zu öffnen, und dank der kräftigen Nachhülfe eines Schaffners, lag er im nächsten Mo- ment auf dem Schooß einer jungen Dame. Ostia und mit einer Kluth von Entschuldigungen suchte er wieder auf die Füße zu kommen und war einen Blick auf die Betreffende.“

„Milly!“ entfuhr es ihm unwillkür- lich. Die junge Dame verneigte sich nicht, sie verzerrt und wandte dann den Kopf ab. Nachdem er Was genom- men, betrachtete er eine Weile entzückt die weichen Konturen ihrer rosigen Wangen. Dann rüdte er, wie mochte- lich angezogen, näher an sie heran. „Kräulein Martens — Milly!“ be- gann er leise. Sie sah ihn an, wandte den Blick aber sogleich wieder ab, während eine Purpurwooge über ihre Wangen fluthete.

„Sollten wir nicht versuchen, unsere Eltern wieder zusammen zu bringen?“ fragte er ernst.
„Das weiß ich wirklich nicht“, ent- gegnete sie steif.
„Vater ist seither ganz verdüstert, er hat allen Appetit verloren, und ich fürchte —“ Fritz machte eine viel- sagnende Pause.

„Und mein Vater ebenfalls“, sagte Milly.
„Wäre es daher nicht araufam, si sich derart hürnen — vielleicht gar zu Tode hürnen zu lassen, während es in unserer Macht steht, sie zu retten? Da Sie mich freilich hassen —“

„Nein, hoffen thue ich Sie nicht — Auch das nicht. Sie sind's, der das Alles thut“, erklärte sie mit stol- abweisendem Blick.
„Ja? O, Milly, Milly, wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe —“

„Tilde“, rief der am Fenster stehen- de Capitän, komm' mal her und sag' mir, mit wem Fritz dort antommt!“
„Das — das ist — ja wahrhaftig, es ist Milly!“

Der Capitän ballte die Faust, und als er sah, daß das Paar Arm in Arm dahertam und sich gemeinsam in das Martens'sche Haus begab, geriech er außer sich.
„Vater, Mutter!“ erklang plötzlich Fritz's Stimme, ich bin der glück- lichste Mensch unter der Sonne, und Milly ist ein Engel. Uns fehlt nur noch Euer Segen.“

„Du verd — junger Spießhube, ich will Dich lehren“, der Capitän verfuhrte plötzlich, sein Blick war auf Herrn Martens gefallen, der hinter Fritz im Thürrahmen erschien und mit ausgereckter Hand auf ihn zu- tam.
„Mein werther Capitän“, sagte er freunlich, ich war ein großer Thor —“

„Das stimmt“, grollte der Capitän. „Dann aber begann der grimmige Aus- bruch seiner Züge zu schwinden. „Nein, es war meine Schuld“, saate er. Martens' Hand drückend. „Nein, reden Sie mir nichts dagegen! Ich bitte Sie und Ihre Frau und namentlich die liebe- liche Milly um Verzeihung. Was das 'ne Zeit! Um eine Million möchte ich keine zweite solche Woche erleben. Se Tilde, bring uns einen Friedens- und Verlobungsbrant!“

Das Aufhören Des Lebens ohne Tod.

Wenn in der strengen Zeit des Winters Wald und Feld unter einer tiefen Schneedecke begraben liegen, dann ist, wie wir zu sagen pflegen, das Naturleben erloschen und erstor- ben. Wir sagen so, trotzdem wir wissen, daß die weiße Decke kein Leichtentuch, sondern eine Schutz- decke ist, unter der das Leben nicht nur nicht aufhört, sondern nicht einmal ruht, denn in der festgefrorenen Kapsel sowohl, wie in der ruhig da- liegenden Schmetterlingspuppe und dem in todähnlichem Schlafe verhar- renden Thiere gehen fortwährend Ver- änderungen vor sich. Sobald das Le- ben ruht, d. h. sobald die Thätigkeit des Stoffwechsels aufhört, tritt für gewöhnlich der Tod ein, und durch keine noch so günstigen Lebensbedin- gungen ist die erloschene Lebensthätig- keit wieder hervorzulufen. Für ge- wöhnlich, aber nicht immer tritt der Tod ein, denn es gibt in der That eini- ge Fälle, in denen das Leben als voll- kommen erloschen angesehen werden muß, wo alle Lebensthätigkeit völlig aufhört, und wo trotzdem das Leben wieder von neuem erweckt werden kann. Wir wollen in folgendem die- sen eigenthümlichen Zustand, der nicht Leben und nicht Tod bedeutet, an eini- gen interessanten Beispielen näher erörtern.

Sowohl in der Pflanzen- wie in der Thierwelt finden wir diesen Zu- stand, den der Physiologe Preyer den anabiotischen, wiederbelebungsfähigen, genannt hat. Der anabiotische Zu- stand ist bei Pflanzen in embryona- len Stadium nicht gerade selten, denn wir wissen, daß die in manchen Pflan- zenfamilien vorhandene Lebenskraft sehr lange ruhen kann, ohne die Fähigkeit zu verlieren, wieder zu neuem Leben zu erwachen. Man hat trodrene Sa- men und Körner, wie Linsen, Weizen, Weizen usw., stundenlang einer Trop- tentemperatur von 100 Grad Celsius ausgesetzt, und ein großer Prozentsatz keimte doch nach erfolgter Einfrügung; 56 bis 100 Jahre alte Bohnen hat man mit gutem Erfolge gepflanzt, ihre Keimkraft war während der langen Zeit nicht verloren gegangen. Wir haben aber noch Beispiele von bedeu- tend längerer Vegetationsruhe. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahr- hunderts wurden in Frankreich eine

Anzahl römischer Steinfärge aufge- funden, die sicheren Anzeichen nach aus dem dritten oder vierten Jahrhundert n. Chr. stammten, und in denen die Schdel auf einer Unterlage ange- häuft Samen ruhten. Die Samen wurden in Blumentöpfe eingefät und aus ihnen eine große Anzahl Pflanzen gezogen, die Blüten und Früchte tru- gen. Das Leben dieser Samen hat also die ungeheure Zeit von 1500 Jah- ren geruht, ohne zu erlöschen. Dage- gen ist es nicht gelungen, den wie ver- tocht aussehenden Weizen aus den Mumien Ägyptens zum Keimen zu bringen.

Ist nun schon diese lange Vegeta- tionsruhe der Pflanzenformen beme- rkwürdig, so könnte man doch anneh- men, daß in ihnen noch immer Spu- ren von Feuchtigkeit vorhanden waren, die genügt, die Lebenskraft zu er- halten. Diese Annahme fällt aber fort, wenn wir die Anabiose im Thier- reich betrachten, wo wir sehen, daß nicht Embryonen, sondern die völlig ausgebildeten Thiere in den leblosen Zustand versinken können, und es ist erstaunlich, daß selbst hochorganisierte Thiere sogar Wirbelthiere, anabio- tisch werden können, wie neuere Ver- suche erwiesen haben.

Der erste, der die Beobachtung des anabiotischen Zustandes machte, war der holländische Gelehrte Leuwenhoeck, der die Welt der kleinften Lebewesen, der Infusorien, der Wissenschaft er- schloß. Im Jahre 1701 fand er zu seinem Erfraumen in völlig trockenem Staube aus einer Dachrinne nach sei- ner Anfeuchtung eine große Anzahl lebender Wesen, die mittels eines rad- förmigen Kranzes von Wimpern sich leibhaftig hin und her bewegten. Wurde nach wochen- und monatelanger Ein- trodnuung der Staub wieder ange- feuchtet, so erwachten die darin ent- haltenen Käberthiere sofort wieder zu neuem Leben. Mit anderen klei- nen Lebewesen machte man dieselbe Erfahrung; so konnten die winzigen Weizenläusen, die den Faulbrand des Weizens verursachen, nach einer 27 Jahre währenden Eintrodnuung durch Anfeuchten wieder zum Leben erweckt werden. Der Versuch ist vielfach mit demselben Erfolge wiederholt worden, und man kann auch nicht annehmen, daß noch geringe Mengen Feuchtigkeit in dem Körper der Thiere zurückblie- ben, denn wenn die Käberthiere nach völliger Austrodnuung lange Zeit im luftleeren Raume gehalten werden, in dem sie doch sicher den letzten Rest von Feuchtigkeit verloren, erwachten sie bei Anfeuchtung doch wieder zu neuem Leben. Wir haben es hier also mit einem wirklichen Aufhören aller Le- bensfunktionen zu thun, das doch nicht Tod bedeutet, sondern dem wieder neues Leben folgt.

Außer der Eintrodnuung kann der Lebensstillstand aber auch andere Ur- sachen haben, das Einfrieren. Es leucht- et ein, daß ein durch und durch ge- frorenes Thier keinerlei Lebensfunctio- nen, auch nicht die geringsten mehr, verrichten kann. Alle Säfte sind zu Eis erstarrt, das Blut liegt als feste Masse bewegungslos in den Gefäßen, der ganze Körper zeigt nicht eine Spur von Leben, und doch gibt es viele Thie- re, die in diesem Zustand nicht tot sind, sondern beim Aufthauen wieder neues Leben bekommen. Der französische Gelehrte Professor Pictet hat Versuche über die Einwirkung niedriger Tempe- raturen auf den Organismus von Le- bewesen angestellt, und er fand höchst interessante Ergebnisse.

Professor Pictet brachte die völlig gefunden, normalen Thiere in einen Kälteschacht, d. h. in einen Behälter, der rings von Kältemischungen um- geben war und in dem er ganz nach Belieben eine Temperatur bis zu 200 Grad unter Null konstant erhalten konnte. Analog der Thatsache, daß warmblütige Thiere, auch der Mensch, hohe Wärmegrade in trodner Luft längere Zeit ohne Schaden ertragen können, zeigte sich hier, daß daselbe bei hohen Kältegraden der Fall ist, vorausgesetzt natürlich, daß die Kälte ebenfalls eine trodrene ist. Es mußte daher bei den Versuchen streng ver- mieden werden, die Thiere mit der Wendung des Gefäßes oder mit der Kältemischung selbst in Verührung zu bringen, da dann sofort die höchst, sehr schwer heilenden Wunden ent- standen. Die in der Luft lebenden Thiere wurden also alle der trodnen Kälte ausgesetzt, während Wasserthiere in Eis gefroren auf eine sehr niedrige Temperatur gebracht wurden; Bacte- rien und andere kleinste Organismen wurden sogar direkt in flüssige Luft eingelegt, die eine Temperatur von 200 Grad unter Null zeigte.

Infusorien und Käberthiere wurden

längere Zeit einer Temperatur von 60 Grad ausgesetzt. Insekten von 27 Grad, sie waren selbstverständlich bei dieser Temperatur durch und durch ge- froren, erwachten aber doch beim Auf- thauen zu neuem Leben. Eine Schlange betrug eine Temperatur von 25 Grad, Frösche von 18 Grad, ohne zu sterben. Eine ganze Anzahl Süßwasserfische, die in einem Eisblock eingefroren wa- ren, wurden bis zu 15 Grad abgetürzt; es wurde durch sorgfältige Untersu- chungen festgestellt, daß alle Theile des Körpers, alle Organe sich in steifem, hartgefrorenem Zustande befanden und doch lebten diese Fische nach dem Auf- thauen wieder auf und schwammen munter umher. Einen analogen Vor- gang können wir in jedem einigerna- hen strengen Winter beobachten. Dann friert in quellenlosen Tümpeln und Teichen das Wasser bis auf den Grund aus und die darin befindlichen Gli- edrigen, Schmetter, Aaraischen, Schlei- che und anderen Fische sind dann tage- lang wochenlang in dem Eisblock einge- froren, tritt Thauwetter ein, dann schwimmen sie bald wieder munter umher, nur ihre Ängertei und das Verblaffen ihrer Farben verrathen, daß sie dem thätigen Leben eine Zeitlang nicht angehört haben.

Nach den Versuchen Pictets ertrugen Schnecken in ihrer Schale sogar tages- lange eine Temperatur von 110 bis 120 Grad ohne Schaden, aber nur, wenn das Gehäuse gänzlich unverletzt war, bei nur etwas verletzter Schale starben die Thiere binnen kurzer Zeit. Eigentümlicherweise zeigten sich Vogel- eier sehr empfindlich gegen Kälte, kein Ei unter 2 Grad abgetürzt, konnte zur Entwidlung gebracht werden. In- sekteneier dagegen konnten schablos eine ziemlich strenge Kälte aushalten. Die Eier des Seiden-spinners kamen noch aus, nachdem sie längere Zeit in einer Temperatur von 40 Grad zuge- froren hatten, während die in einigen Eiern befindlichen Schmarotzer bei dieser Temperatur umtamen; eine Entdeckung, die sich übrigens die Sei- denzüchter schon zuvorne gemacht ha- ben. Die Zäpfchen aller Lebewesen, die Mikroben, Bazillen mit ihren Keimen und Sporen konnten überhaupt nicht alle durch Kälte getödtet werden. Sie wurden in flüssiger Luft der ungehe- ren Temperatur von 213 Grad aus- gesetzt und trotzdem lebten sie nachher wieder auf, als sei nichts mit ihnen geschehen.

So ist der unzweifelhafte Beweis erbracht, daß manche Lebewesen in einen Zustand versetzt werden können, der weder die Bezeichnung Leben, noch den Namen Tod verdient, einen Zu- stand, den die Wissenschaft bis jetzt noch nicht erklären kann und der uns bisher noch als geheimnißvolles Räth- sel erscheint.

Dr. Ludwig Staby.

Der Mann mit dem Spiegelglas.

Anmitten der ungeheuren Menschen- ansammlungen bei den Trauerfeierlich- keiten in London hat sich ein erfinde- rischer Kopf einen kleinen Apparat zu Ruhe gemacht, um selbst im ärgsten Volksgedränge nichts von den Vor- gängen auf der Straße zu verlieren. Der Erfindungsgebende war eigentlich nicht neu, sondern es wurden nur längst bekannte Vorrichtungen im ge- gebenen Augenblick und in einer ent- sprechenden Form benut. Man kennt den Fernerpiegel, durch den fleißige Hausfrauen, während sie mit einer Handarbeit am Fenster sitzen, alle Er- eignisse auf der Straße und in der lieben Nachbarstadt beobachten. Auf demselben Prinzip beruht der für eine weit erstere Verwendung bestimmte Apparat des Peristops, mit dem die Unterseeboote ausgestattet sind, damit die unten eingeschlossene Besatzung in der Lage ist, während der Fahrt die umgebende Meeresfläche zu über- schauen. Der biederer Londoner hatte nun eine ähnliche Kombination von Spiegeln an einem Bambusstod von ungefähr 2½ Meter Höhe angebracht und sich somit in Stand gesetzt, über alle vor ihm befindlichen Köpfe hin- weg die Mitte der Straße im Auge zu behalten. Zum Trost der bedauern- lichen Polizei sei gesagt, daß in diesem Falle auch die Londoner Kollegen die Ab- sicht hatten, einzuschreiten. Der nächste Schritt besteht dem Bambusstod, feinen Apparat zu entfernen, stieß aber auf eine unerwartliche Weigerung. Die Polizeivorchrift ginge nur dahin, daß nichts auf die Straße gefieft werden dürfe, und er halte seinen Stod in der Hand. Der Polizist holte einen Inspektor, der aber nach einigem Wort- wechsel den Mann in Ruhe ließ. So hatte das Straßen-Peristop seinen ersten Sieg erfochten.

Ihr einziger Wunsch.

„Wenn ein Mann doch auch so schnell Feuer fangen würde, wie eine Cigarette...“